

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 34

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643782>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34
XVI. Jahrgang
1926

Bern
21. August
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Zwei Gedichte von A. W. Züricher.

Auf der Heide.

Hier träumt die Erde einen alten Traum;
Kein Berg droht trotzend an den Wolkenraum,
Kein Wassersturz, kein wildes Felsgehänge
Und keiner Bäume festliches Gedränge.
Dem Wand'rer melancholisches Geleite
Ist Heide nur in endlos ferne Weite.

Der Seele Stürme kommen hier zur Ruh',
Man sinkt ins Gleichmaß, kennt kaum ich und du.
Und doch, wenn Sommerwinde leise fächeln,
Schwebt's ob der alten Erde wie ein Lächeln
Und zittert zarter roter Freudenschimmer
Von ungezählten Blütenglocken im Geflimmer.

Wolken.

Windbeschwungte Wolkenbarken
Segeln durch die Himmelsweiten.
Wandernd durch den Staub der Straße
Sah ich sie vorübergleiten.

Während Sorgen, frech wie Hunde,
Sich um meine Knie flegeln,
Reisen meine alten Träume
Munter mit den Wolkensegeln.

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Hugenberg.

9

Das Schwierige an der Sache war eben, daß die Schwester Annette immer noch nicht gelernt hatte, mit dem Gelde umzugehen. Das heißt, sie wußte so vortrefflich damit umzugehen, daß es ihr an den Händen klebte. Wenn er jede Woche zehn Tagelöhne im Staatswalde verdient hätte, sie wäre mit allem ohne Mühe fertig geworden. Nicht ein Rappen wäre ohne Heinrichs heimliche, zähe Fürsorge auch nur für den Jahreszins und für die andern größeren und kleineren Herbstausgaben übrig geblieben. Bald hatte der Schmalzhafen die Herzkleere und mußte, weil die Kuh „Hörni“ diesmal fast ein Vierteljahr ohne Milch stand, mit gekaufter Butter nachgefüllt werden; bald klagte sie, daß im Brot so gar kein Segen mehr sei gegen früher, vom Kaffee und den Spezereien gar nicht zu reden, die jeden andern Tag aufschlügen. Dann mußte, da man mit dem Sanftanpflanzen der hohen Weblöhne wegen vorläufig aufgehört hatte, notwendig hin und wieder ein Stück Leinwand oder Weißzeug angeschafft werden zur Vervollständigung der bereits in Kisten und Truhen aufgeschichteten Vorräte für die Aussteuer, deren Besichtigung und Nachzahlung neben dem Studium des Sparheftes ihre einzige, aber tiefe und heilige Sonntagsfreude bedeutete.

„Man ist nicht umsonst ein heiratsfähiges Mädchen“, pflegte Annette oft mit kammerschwerer Stirne zu betonen. „Unsereins kann nicht ins Blaue hineinleben wie ein Manns-

bild, dem eines schönen Tages alles auf dem Brautfuder vor die Haustür gestellt wird, von der kupfernen Salatgelle bis zum Kinderstrümpfchen hinauf. Wie wäre man da bestellt, wenn von heute auf morgen ein gewisser Fall einträte und man hätte nicht, gleich den klugen Jungfrauen, alles bis aufs letzte bestellt?“

Das Gespenst dieses gewissen Falles, nämlich ihrer künftigen Verheiratung, an deren Möglichkeit übrigens außer der alternden Jungfrau selber kein Mensch glaubte, schwebte seit des Vaters Tod noch schwerer als vorher über dem Hause. Es war auch schuld daran, daß Annettes Sparheft, das sie beharrlich vor der Umwelt verborgen hielt, bei jeder irgend möglichen Gelegenheit mit einer bescheidenen Einlage bedacht werden mußte, während Heinrich in halber Verzweiflung oft auf dem Punkte stand, die mühselige Tagd nach dem Glückspennig und damit auch seinen heimlichen Plan kurzerhand aufzugeben. Die zudringlicher werdenden Mahnungen Zeerlis, der ihn trotz seines Stollfußes fast jede Woche einmal im Walde aufsuchte, nahm er bereits mit einer gewissen Stumpfheit hin, ähnlich wie ein vor überladnem Wagen stehendes gebliebenes Pferd die Peitschenhiebe. —

Um diese Zeit fand Heinrich viel Trost und Rat auf einsamen Sonntagsgängen durch den zu nachsommerlicher Beschaulichkeit einladenden Teuffenwald. Im Anfang machte

er mit halbem Willen den Versuch, zur Neubelebung seines Mutes eine ungefähre Schätzung des schönen Holzbestandes vorzunehmen, welches Unterfangen ihm indes selber bald lächerlich erschien. Wenn er unter einer breitästigen Buche lag und durch Astlücken und Blattgeflimmer in den blauen Himmel hineinsah, kam er manchmal zu dem sonderbaren Schluß, er habe eigentlich unter allen Umständen sein Teil an dieser Herrlichkeit, gleichviel, ob die Bäume dem Friedli oder dem Hans gehörten. In dieser Anschauung nach und nach bestärkt, hätte er vielleicht die Streikluft des leidenschaftlichen Dorfkämpfers mit der Zeit an das Glück des verschwiegenen Waldgängers vertauscht, wenn ihn nicht der Förster Steinli von Kasparshub eines Tages, freilich unter Wahrung genügenden Abstandes und im Vertrauen auf die schützende Nähe zweier Dorfgewaltigen, als einen unsicheren Kunden des Teuffenwaldes zu verweisen gewagt hätte. Heinrich wußte wohl, daß er das unfreundliche Verbot keineswegs zu beachten brauche. Dennoch war ihm jetzt das innere Genügen, die einsfältige Freude an der Schönheit des Waldes für einstweilen verloren. Nachdem er sich auf dem Heimwege mit Zorn und Ärger recht eigentlich vollgekröpft hatte, brachte er es an diesem Abend über sich, den Röhlwirt um einen Geldvorschuß zu bitten; ausgerechnet den Koller, von dem der Lenkenmarti nie in seinem Leben, auch nicht in der größten Not, eine Dienstleistung angenommen hätte. In ein Schuldverhältnis sollte er zwar nicht kommen, schon weil er jede Auskunft über die Verwendung der Summe hartnäckig verweigerte. Aber der neue Mißerfolg befestigte in seinem Herzen nur den zähen Willen zur Ueberwindung aller im Wege stehenden Schwierigkeiten.

Neuntes Kapitel.

Von allerlei Ueberraschungen und einem Wiedersehen auf dem Kartoffelacker.

Die Herbstzeitlosen blühten schon auf den Teuffenwiesen, als Heinrich Lenz eines Abends, von der Wochenarbeit im Zacherrieter Staatswald heimkehrend, schwer mit Arbeitsgeräten beladen, den schmalen Fußweg hinaufstieg, der vom Teuffenwalde nach Lenkenholz hinaufführt. Er blickte weder nach rechts noch nach links, sondern gesenkten Kopfes immer gerade vor sich hin auf den glattgetretenen Wiesensteig, von dem er mit jedem Schritt beinahe rückwärts ein Stück hinter sich brachte. Die nächste Umgebung des täglichen Arbeitsweges hatte wenig Anziehendes für ihn, es schien ihm viel kurzweiliger, die verschiedenen Fußstapfen auf dem feuchten Lehm Boden zu verfolgen und auseinander zu halten. Die einen gingen abwärts, die andern aufwärts, es war ein schwahhaftes Hin und Her von groben Stiefel-eindrücken, bloßen Kinderfüßen mit sauber eingepägten Fersen, Ballen, Zehen und Zehlein; dazwischen die glattsohligen, nur einreihig genagelten Schuhe der Rebfrauen, bei deren Anblick Heinrich ganz deutlich verschiedenstimmige Gespräche über den Stand der Trauben zu vernehmen glaubte, über die sonstigen Herbstausichten und über — ja ganz gewiß kam nach dem dritten Satz die große Tagesneuigkeit an die Reihe: der Glücksfall der Sabine Bucher, von der nun seit zwei Wochen das ganze Dorf wußte, daß sie von ihrer reichen Base endgültig zur Erbin ausersahen, und daß der Radhof-Gerold bereits dreimal ihretwegen nach Litten schwand gefahren und mit ihr so gut

wie versprochen sei. Also Radhofsbäuerin könne die Sabine jetzt werden! Eine, die von Hause nicht einen Nagel groß mitbekomme! Und der Lenken-Othmar habe ihr auch geschrieben, sogar der Heimensberger Verwalterssohn! Weiter nichts habe sie zu tun gehabt, als den Artigsten und Besten auszulesen...

Heinrich hatte unwillkürlich noch langsamer zu gehen angefangen, obschon er sich seit langem einredete, mit dieser Sache ein für allemal fertig zu sein. Was ging ihn denn die Bucher-Sabine an?...

Eines durfte er ohne jede Einschränkung bei sich feststellen: er gönnte ihr im Herzen den Glücksfall. Viel eher als dem hochnasigen Radhof-Gerold. Nur daß sie nun fast als Nachbarin neben ihm leben sollte, daß er sie vielleicht jeden Tag sehen mußte, schien ihm vorläufig schwer verständlich. Und nicht einmal eines heimlichen Hochmutes durfte er im Herzen froh sein, wenn sie an ihm vorbeiging: „Siehst du, ich hab' auch etwas zu Stand gebracht, wenn ich schon nur dem Lenkenmarti seiner bin. Etwas, davon man vielleicht länger redet, als davon, daß der Gerold mit seinem Dienststroß in zweiundzwanzig Minuten nach Schmeltach hinabgefahren ist.“ —

Mit schwerer Sorge wälzte Heinrich jetzt im Aufwärtssteigen wieder den Gedanken vor sich her, der sich in den letzten Tagen wiederholt und jedesmal dringlicher angemeldet hatte: wenn er seinem großen Unterfangen das schöne Fledrind „Laubi“ opfern würde?... Freilich blieben dann nur die zwei Ziegen und das schmale Rühlein im Stall, obschon Winterfutter genug auf der Diele lag. Aber wenn es nun einmal nicht anders ging?...

Nach langem, mühseligen Hin- und Herraten stand er mit einem Ruck still und sagte ganz laut zu sich selber: „Das Tierlein ist mein! Und es geht niemand etwas an, was ich damit anfange!“

Das letzte stimmte nun freilich nicht ganz. Er wußte nur zu gut, daß er die Schwester in den Plan einweißen und daß sie mit dem Verkauf des Rindes einverstanden sein mußte.

Und diese Zustimmung entwand er ihr nur, wenn er ihr als Gegengabe den höchsten, dringlichsten Wunsch erfüllte, einen Wunsch, den sie bei Vaters Lebzeiten auch nicht mit einem leisen Wörtlein anzudeuten gewagt, und dem sich Heinrich bis heute schroff ablehnend gegenüber gestellt hatte. Ihr heimliches Begehren stand nach dem Besitz eines doppeltürigen Kastens aus Kirschbaumholz, wie ihn sonst nur die hablicheren Bauerntöchter als Brunkstück zur Aussteuer bekamen, und schon seit Jahren hatte sie ihre lüsterne Augen auf den Kirschbaum auf der Einfangwiese geworfen. Aber Heinrich erschrak auch heute wieder bis zu innerst bei dem Gedanken, daß er einmal mit diesem Johanneskopf auf dem Teller vor sie hintreten mußte.

Am Abend machte er sich mit der Beforgung seiner kleinen Viehhabe etwas länger als sonst zu tun. Er maß mehrmals die Gurtdicke des in Frage kommenden Rindes, das diesem Gebahren seinerseits ziemlich verständnislos gegenüber stand, und zog aus dem Maß seine Schlüsse über den zu erzielenden Preis. Das gelassen-zutrauliche Tier leckte ihm den Wamsärmel, und er kraute ihm unter den Rinnladen, wobei es den langausgestreckten Kopf auf seiner Schulter abstellte. Es war sein Liebling im Stalle. Die

Ruh „Hörni“ war rauhbaugig und futterneidisch, und die beiden weißen Ziegen hatte er auf dem Strich, wie er sagte, weil sie nur die besten Kräutlein aus dem Futter naschten und das andere unter die Füße traten. Dazu war das Gemecker, mit dem sie jeweilen abends nach Annette riefen, weil ihnen die hin und wieder Geleck und allerlei Küchenabfälle brachte, oft unaussetzlich. Sie konnten ihn so weit bringen, daß er ihnen in der Verzweiflung mit hartem Fingergriff die Mäuler zuklemmte; aber dann meckerten sie nachher nur um so jämmerlicher, es war, als ob sie lebendigen Leibes am Spieß hängen würden.

Er konnte nicht umhin, dem Fledrind eine erstmalige schonende Andeutung von dem bevorstehenden Marktgang zu machen und ihm zum voraus tröstend zuzusprechen. „Sest, so gefährlich ist es ja nicht; vielleicht hast du es an einem andern Ort viel besser als hier bei uns. Und am Ende — wer weiß, ob es nicht doch noch auf eine andere Art zu machen ist...“

Heinrich setzte sich auf den im schmalen Stallgang stehenden Melkschemel, nachdem er vorher das Licht der Laterne etwas zurückgeschraubt hatte, um nicht unnütz Del zu vergeuden; er stützte den Kopf mit beiden Händen und blickte schwer nachdenkend in sich hinein.

In diesem Augenblick wurde die Stalltür von außen sachte geöffnet. Es war Emil Tschberger, der nach seiner Gepflogenheit zu einem kurzen Feierabendswach herüberkam. Er lehnte sich, die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt, an die Stallwand und sog an seiner Dedelpfeife, während Heinrich sich ebenfalls eins einfüllte, worauf beide eine gute Weile fleißig passend vor sich hindämmerten.

„Eine Neuigkeit hat es denn auch gegeben“, unterbrach der einsilbige Gast endlich das Schweigen.

Heinrich sah fragend zu ihm auf.

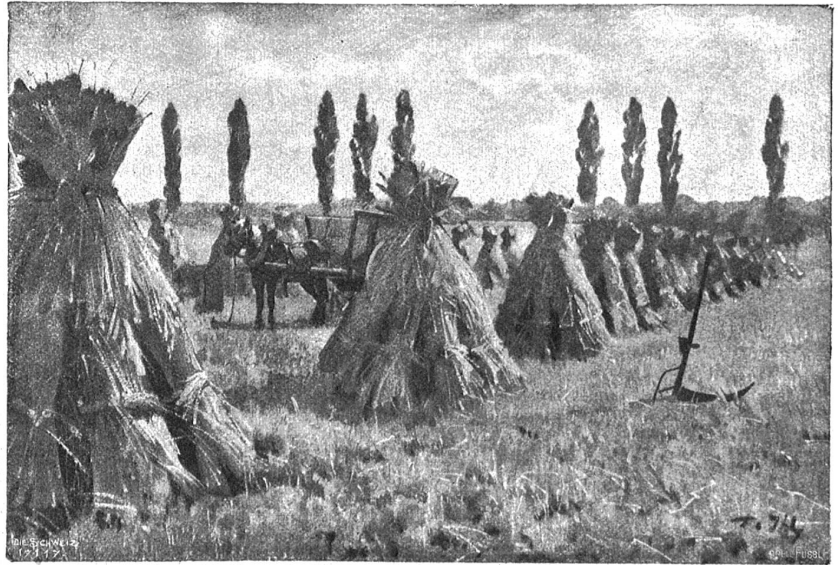
„Ja so, du wirst es wohl schon wissen, halt von der Annette aus“, fiel es nun Tschberger ein. „Die ist ja immer und in allem auf dem laufenden.“

Heinrich war jetzt wirklich neugierig geworden. „Hä, wenn die nicht den Guten hat, kann man ihr die Wörtlein nicht um Geld abkaufen, das weißt du ja auch.“

Aber Tschberger machte sich nun wichtig und ließ eine kleine Kunstpause eintreten, indem er mit dem Sadmesser den leergebrannten Pfeifenkopf austocherte. Als der andere sich jedoch mit einer unwilligen Bewegung von ihm wandte, hielt er es für angezeigt, endlich auszurücken.

„Also, du kannst dich freuen: wir haben auf dem Venzenholz eine neue Jungfer bekommen. Nicht, daß wir deren nicht mehr als genug hätten. Aber eine mit so respektablem Lebendgewicht, wie — ja, das Seiden-Bucherli ist denn also wieder da. Und mit der Erbschaft ist's null, die ist ihr sauber den Bach hinabgegangen. Halt weil sie sich wegen einer windigen Kleinigkeit mit der Wenkin überschlagen hat. Weißt, die Sabine hat sich nie gerne die Nase abbeißen lassen, wenn sie im Recht gewesen ist!“

Heinrich wäre beinahe von seinem niedrigen Sitz auf-



Daniel Ihly: Ernte.

gefahren. Viehstand, Prozeß und Geldsorgen waren mit eins aus seinem Gedankenkreis ausgeschaltet.

Aber er vermochte sich doch zu beherrschen. „Aha, die?“ sagte er und tat sehr gleichgültig. Nach einer Weile stand er auf, nahm die Mistgabel aus der Ecke und machte dem Vieh die Streue noch einmal zurecht.

Tschberger war enttäuscht. „Sim — jetzt hab' ich geglaubt — ja, das Bucherli ist doch so mehr oder weniger dein Schulschak gewesen.“

Heinrich lachte trocken heraus. „Das ist aber schon lange her.“ Er tat sich innerlich etwas auf seine Verstellungskunst zugute.

„Gerade nobel hat man es der Sabine allerdings nicht gemacht“, ergänzte Tschberger seinen Bericht so nebenhin. „Sogar das sauer verdiente Löhnlein habe ihr die Wenkin zur Hälfte abgestohlen. Und jetzt weiß man auch bereits, was man eigentlich schon vorher hätte wissen können, nämlich daß der Radhofer die Geldstrümpfe der alten Wenkin gemeint hat, nicht die Sabine. Seine Augen sehen jetzt nach dem Wetter aus, wenn sein alter Schak an ihm vorbeigehe. Die Bucherin erst! Die ist, scheint's so aus dem Senkel, daß das Gift schier von ihr wegläuft. Zur Strafe für ihre Albernheit soll die Sabine nun an dem Webstuhl sitzen, gegen den sie sich schon als Kind verschworen hat. Da kann man sich denken, wie's auf der Zeltweg jeden Tag zu- und hergeht, wo doch die Alte mit ihrem Mundstück Ziegel schroten könnte.“ (Fortsetzung folgt.)

Abendkonzert.

Silbernes Mondlicht späht durch die Zweige,
Sieht sich die festlichen Menschen an.
Unten am Hang, auf dem Lichtersteige
Zieht das Leben die eilende Bahn.

Oben im Garten perlen die Töne,
Wiegen die Herzen und Sinne ein,
Wehen die Lust und zaubern das Schöne,
Lassen die Sorgen vergessen sein.

Nachts, wenn die Lichter im Grün erstarben,
Halt's im Gezweige noch heimlich nach...
Mondenschein hält den Garten umworben,
Und das Klingeln bleibt hell und wach. Ernst Djer.